

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in China

vom 19. August bis 1. Oktober 2007

Die Baustellen-Guerilla

Wanderarbeiter in Chinas Städten

Von Mathias Bölinger

China, vom 19. August bis 1. Oktober 2007



Inhalt

1. Zur Person	54
2. Guerilla-Arbeiter	54
3. In China gibt es keinen einzigen anständigen Beamten.	56
4. Das Thema ist zu sensibel.	57
5. Unsere Lehrer haben alle Abitur.	59
6. Wir Chinesen sind doch ein Volk mit Herz!	62
7. Das Tor, das aus dem Dorf herausführt	63
8. Ich will eine, die mich liebt.	65
9. Viel größer und reicher als bei uns	66
10. Die Regeln sind jetzt sehr streng.	68
11. Mehr Verantwortung bei dem was Du sagst!	69
12. Entlasst den korrupten Leiter des Arbeitsbüros!	72
13. Der Druck hat nachgelassen.	73
14. Es ist schließlich Unrecht!	74
15. Hier sind überall Spitzel.	75
16. Geschlagen wirst Du von denen, die Du nicht kennst.	76

1. Zur Person

Geboren 1976 und aufgewachsen in Frankfurt am Main, später Zivildienst in Moskau in einem Heim für behinderte Kinder und bei einer mobilen Altenhilfe. Studierte Sinologie und Slawistik in Wien, Shanghai und Köln und tingelte als Praktikant durch Korrespondentenbüros und Redaktionen, unter anderem der Frankfurter Rundschau und der Neuen Zürcher Zeitung und war Volontär bei der Schweizer Kulturzeitschrift „du“ und bei der Deutschen Welle. Jetzt freier Mitarbeiter bei der Deutschen Welle und Autor für Hörfunk und Print mit einem Faible für Osteuropa und Asien. Lebt in Köln und Berlin.

2. Guerilla-Arbeiter

„Außerdem gibt es noch die ziemlich zahlreichen vagabundierenden Proletarier, das sind Bauern, die ihr Land verloren haben, sowie Handwerker, die der Möglichkeit beraubt sind, ihrem Beruf nachzugehen. Ihre Existenz ist unter allen menschlichen Lebensverhältnissen die unsicherste. Die Behandlung dieser Menschen ist eins der schweren Probleme, vor denen China steht. Zum mutigsten Kampfe fähig, aber zu Zerstörungsaktionen neigend, können sie, wenn man sie richtig leitet, zu einer revolutionären Kraft werden.“

Mao Zedong: Über die Klassen der chinesischen Gesellschaft, 1926

Beigao. „Mein letzter Job“, sagt der Kleine Chen zögernd, „wie soll ich das erklären? Wir haben Bosse gesucht. Bosse, die nicht gezahlt haben.“

Wenn der Kleine Chen spricht, dann muss man genau hinhören. Nicht, weil er so leise spricht, im Gegenteil. Manchmal hat der Kleine Chen so viel zu erzählen, dass er selbst kaum hinterherkommt. Schnell und laut sprudeln die Wörter aus ihm heraus.

„Manche von den Chefs, die wir gesucht haben, waren schon von den Gerichten zum Zahlen verurteilt worden“, erzählt er. „Die meisten zahlen dann auch, aber manche hauen ab. Und die haben wir dann gesucht. Da war zum Beispiel einer, ein Landsmann aus der Provinz Anhui, 60.000 Yuan hat er den Arbeitern geschuldet“ – 6.000 Euro – „Das Gericht hat ihn zum Zahlen verurteilt und er ist abgehauen. Wir haben sehr lange nach ihm gesucht, haben alle angerufen, von denen wir wissen, dass sie ihn kennen. Dann haben wir seine Nummer herausgefunden, aber er hat sich immer verleugnen lassen. Er hat seinen Fahrer geschickt, um auszurichten, dass er kein Geld hat. Wann immer wir versucht haben, zu ihm durchzudringen, sind wir an seine Angestellten oder Bekannten geraten. Wir wussten, dass er in Peking ist, dass er sich hier eine Wohnung gekauft hat, aber wir konn-

ten ihn nicht aufspüren. Er lebt dort unter falschem Namen. Bis heute hat er nicht gezahlt.“

Eigentlich ist der Kleine Chen gar nicht klein. ‚Kleiner‘ ist eine vertrauensvolle Anrede in China. Und Chen heißt er auch nicht. Die Namen der Arbeiter sind hier alle geändert. Vorsichtshalber.

„Den Job als Detektiv habe ich nicht lange gemacht“, sagt er. „Es hat sich nicht gelohnt. Wir haben für einen Anteil an der ausstehenden Summe gearbeitet. Wenn wir den Boss nicht erwischt haben, haben wir auch nichts eingenommen. Wir haben zu wenige erwischt. Dazu kam das Risiko, dass sich hinterher einer an Dir rächt.“ Der Kleine Chen ist jetzt wieder auf Jobsuche. „Ein Freund will eine Handelsfirma aufziehen“, sagt er. „Vielleicht kann ich da ja einsteigen, die Baustellen sind so ermüdend.“

Im Zimmer des Kleinen Chen steht ein Bett und ein Schrank. Im Hof sitzen die Nachbarsfrauen zusammen und ratschen. Die Frau des Kleinen Chen liegt auf dem Bett. „Wir gehen nur kurz rein“, sagt der Kleine Chen. „Es geht ihr nicht gut. Sie hat gerade eine Abtreibung hinter sich.“ In China ist das nichts, wofür man sich verstecken müsste. Die Chens haben schon einen Sohn, er lebt bei den Großeltern auf dem Dorf. Die Strafe für ein zweites Kind hätten sie nicht aufbringen können.

„Bei uns zu Hause gibt es Berge und Wasser“, sagt der Kleine Chen. „Und Armut.“ Die Provinz Anhui ist ein beliebtes Reiseziel für Naturliebhaber. Das Huangshan-Massiv ist eine der spektakulärsten Bergketten Chinas, beliebtes Motiv klassischer chinesischer Malerei und Lyrik. Touristen kommen in Scharen, um zwischen krummgewachsenen Bergkiefern herumzuklettern und die zerklüfteten Granitformationen zu bestaunen, die sich in der Wolkendecke verlieren. Die Jungen aber verlassen Anhui. In den Städten gibt es Stahl und Zement. Und Arbeit.

Bevor der Kleine Chen endgültig von Zuhause weggegangen ist, haben sie es mit Krebsen versucht. 17 Jahre ist das her. Die Chens waren Bauern, doch längst warfen die Felder nicht mehr genug ab. Da beschlossen Vater und Sohn Flusskrebse zu züchten. Sie hoben Wasserbecken aus, setzten die Krebse hinein, und warteten, bis sich diese vermehrten. Flusskrebse sind in China eine Delikatesse. Doch das Geschäft lief nicht. Der Kleine Chen, siebzehn Jahre alt, packte seine Sachen, um sein Glück in der Stadt zu suchen. Shanghai war seine erste Station, die Industriezonen des Südens folgten und irgendwann Peking. „Was ich gearbeitet habe? Alles.“ Ein halbes Leben lang.

„Heute morgen“, erzählt der Kleine Chen, „war ich in der Stadt. Es gab ein bisschen Ärger. Auf einer Baustelle haben sie welche von uns angeheuert, aus Anhui, um Kacheln zu verlegen, und dann haben sie noch eine andere Gruppe Arbeiter dazugeholt. Die kamen aus Sichuan in Westchina. Un-

seren Leuten zahlt der Bauherr 17 Yuan pro Quadratmeter. Mit den anderen hat er 16 vereinbart.“ Das gab natürlich Ärger. Da haben sie ihn angerufen zum Vermitteln. „Ich werde oft angerufen, wenn es irgendwo Probleme gibt“, sagt er stolz. „Weil ich schon so lange hier bin und viele Leute kenne.“ Wenn der kleine Chen draußen unterwegs ist, bleibt er alle naselang stehen, um jemandem die Hand zu geben.

Beigao liegt kurz hinter dem letzten Pekinger Autobahnring. Früher war es ein Bauerndorf. Tag für Tag zogen die Dorfleute auf die Felder, züchteten Getreide, Gemüse und Vieh, verkauften es in der Stadt. Heute vermieten sie ihre Häuser an die Arbeiter. Felder gibt es in Beigao nicht mehr viele. Ganz nah ist die Stadt mit ihren Industriegebieten und Autobahnringen herangekrochen. Ein paar hundert Meter weiter rasen auf der Autobahn die Touristen und Geschäftsleute vom Flughafen in die Stadt. Überall hört man Hämmern und Klopfen und das Röhren von Betonmischern. Wer kann, baut sich ein größeres Haus. In den größeren Häusern vermieten sie bis zu zwanzig Zimmer. Das Vermieten ist ein einträgliches Geschäft. Zwischen 150 und 500 Yuan muss man in Beigao für ein Zimmer bezahlen. Das ist viel billiger als in der Stadt. In den Gassen von Beigao hört man nicht mehr den schwerfälligen Pekinger Zungenschlag sondern den gluckernden Dialekt der Berge von Anhui. In Beigao kommen fast alle aus Anhui. Man muss zusammenhalten in der Fremde.

„Guerilla Worker“ nennt der Politikwissenschaftler Lei Guang von der San Diego State University die Arbeiter, die aus den armen Provinzen in die Großstädte kommen. Sie bilden umherstreifende Renovierer-Trupps, die von einem Wohnkomplex zum nächsten ziehen, schreibt er. Vor den Baustellen in Peking bilden sich manchmal lange Schlangen von Arbeitswilligen. Die Bahnhofsplätze sind zu Märkten für billige Arbeitskräfte geworden, wo die Neankömmlinge warten, bis einer vorbeikommt und sie anheuert. Die meisten Jobs aber gehen unter der Hand weg: Auf Tipps oder Vermittlung von Landsleuten. Die Männer aus Anhui arbeiten hauptsächlich auf den Baustellen. „Wir sind arm und ungebildet“, sagen sie, „da bleibt nicht viel anderes.“ Die Frauen gelten als warmherzig und zuverlässig. Sie werden gerne als Haushaltshilfen genommen.

3. In China gibt es keinen einzigen anständigen Beamten.

Peking. Sicheng Fuguo steht mit seinem Auto irgendwo außerhalb der Stadt auf einem Parkplatz. Kaum sind die Türen zu, fängt er an zu schimpfen. Eine halbe Stunde redet er sich seinen Ärger von der Seele. Autos sind in China ein guter Ort zum Reden. Nirgends kann man sicherer sein, dass keiner mithört.

„Worüber ich mit Dir reden möchte“, beginnt er, „das ist die Korruption“. Wenige Sätze braucht er, dann hat er sich in Rage geredet. „Es gibt in China keinen einzigen anständigen Beamten“, ereifert er sich. „Von ganz oben bis ganz unten. China ist ein verdorbenes Land“, sagt er, „das korrupteste der Welt. Und schuld ist das Einparteiensystem.“

„Um uns Wanderarbeiter kümmert sich die Regierung kein Stück, und nicht nur das, die korrupten Beamten nehmen uns auch noch aus“, schimpft Sicheng Fuguo. Er beschwert sich über die Korruption, ereifert sich über die Ein-Kind-Politik, die besonders auf dem Land verhasst ist, und über die Willkür der Polizei. „Wenn Du ein großes, teures Auto fährst, dann lassen sie Dich in Ruhe. Aber uns halten sie ständig an und verlangen Strafen für alles Mögliche.“

Unter den Arbeitern in Peking ist Sicheng Fuguo einer, bei dem es nicht so schlecht gelaufen ist. Nicht, dass er reich geworden wäre, aber er betreibt immerhin mehrere kleine Läden in den Siedlungen rund um Peking, kann sich ein Auto leisten. Und doch: Der bescheidene Erfolg hat seine Wut nicht kleiner werden lassen. Chinas Städte nehmen Bauern als Arbeitskräfte auf, aber sie lassen sie auch spüren, dass sie nicht dazugehören.

„Manchmal schnappen sie uns einfach und schicken uns zurück“, erzählt er. „Und zu Hause halten sie uns dann noch so lange auf der Polizei fest, bis jemand von den Verwandten kommt und ihnen das Zugticket bezahlt.“ Vor langer Zeit, da hat Sicheng Fuguo einmal versucht, rauszukommen aus China. Als er sechzehn war, wollte er über die Grenze nach Hongkong flüchten. Er wurde erwischt und zurückgeschickt.

„Wenn Du das alles sendest“, sagt er zum Schluss. „Dann bin ich dran.“ Er soll sich einen falschen Namen aussuchen, schlage ich vor. „Sicheng Fuwei“, sagt er nach kurzem Überlegen. ‚Fu‘ bedeutet ‚reich‘ und ‚wei‘ ‚stark‘.

„Nein“, korrigiert er sich. „Fuguo! Ich bin doch Patriot.“ Fuguo heißt, reiches Land’.

4. Das Thema ist zu sensibel.

Beigao. In Beigao gibt es Supermärkte, Internetcafes, Billardsalons, Frisüre und Restaurants. „Die Pekinger kommen sogar aus der Stadt, um hier echte Anhui-Küche zu essen“, erzählt der Kleine Chen stolz. Wer gute Kontakte hat in Beigao, vermittelt Arbeit. Ein Schuster und ein Schlüsselmacher haben ihre Läden eröffnet, und wer ein Auto hat, der bietet am Ortseingang Fahrdienste für deutlich weniger Geld an als die offiziellen Taxiunternehmen. In einem Fenster im Dorfzentrum steht ein Pappschild, auf das mit

Filzstift ein rotes Kreuz gemalt ist. Dahinter ist ein kleiner Raum mit einer Liege und einem kleinen Schreibtisch. Wer krank ist, geht erst einmal hierhin, bevor er sich in eines der teuren städtischen Krankenhäuser wagt. ‚Minjian Yisheng‘ – ‚Volksarzt‘ nennen die Chinesen Leute, die ohne Zulassung und für wenig Geld Kranke behandeln. Eine Krankenversicherung hat in Beigao so gut wie niemand.

„Komm mit“, sagt der Kleine Chen, „ich zeige Dir unsere Schulen.“ Ein großer Teil der Wanderarbeiter lässt seine Kinder in den Dörfern zurück. Wer sein Kind aber mitnimmt, steht vor einem Problem: Viele staatliche Schulen nehmen keine Kinder von Zugewanderten auf. Überall in den Peking-Außenbezirken sind in den letzten Jahren Schulen für Wanderarbeiterkinder entstanden, manche illegal, manche haben inzwischen die staatliche Anerkennung bekommen. Frau Xu ist die Leiterin einer solchen Privatschule. Sie sitzt hinter ihrem Schreibtisch, auf der Brust eine rote Fahne mit Hammer und Sichel und einmal Mao im Profil.

- Ich möchte meinen Sohn hier anmelden.
- Kein Problem, schick ihn vorbei, das Schuljahr hat ja noch nicht angefangen. Kostet 400 Yuan im Halbjahr. Plus Essensgeld und Bücher. Und wer ist das?
- Ein Freund, ein Journalist aus Deutschland.
- Und was will er?
- Nichts, er ist nur gerade zu Besuch. Aber vielleicht kann er Sie ja hinterher noch interviewen.
- Sind Sie wirklich wegen ihres Sohnes gekommen?
- Ja, wegen meines Sohnes. Ich will ihn gerne herholen. Aber ich habe Angst, dass er dann nicht mehr zurück kann, das hier ist ja keine staatliche Schule.
- Wir unterrichten nach den gleichen Lehrplänen wie die staatlichen Schulen.

Sie zieht einen rosa Zettel aus dünnem Papier hervor.

- Hier, das ist die Anerkennung von der Stadt. Ich war bis zu meiner Pensionierung Direktorin einer staatlichen Schule und ich kann Ihnen versichern, dass hier die gleichen Standards gelten.
- Das versprechen Sie mir jetzt, ruft der kleine Chen, aber einer meiner Freunde hat seinen Sohn in Peking auf eine Privatschule geschickt. Und als er wieder zurück ins Dorf wollte, da haben sie ihn nicht mehr genommen.

Auch die Direktorin wird jetzt lauter.

- Wenn Sie Ihren Sohn hierher schicken und hinterher jemand an seinem Zeugnis zweifeln sollte, dann schreibe ich einen Brief, und wenn er ihn dann immer noch nicht nimmt, dann schreibe ich noch einen Brief. Und

wenn er ihn dann immer noch nicht nimmt, dann fahre ich höchstpersönlich nach Anhui. Noch nie hat jemand meine Schüler abgelehnt!

Eine halbe Stunde diskutieren der Kleine Chen und die Direktorin miteinander. Immer wieder fuchtelt sie mit ihrem rosa Zettel herum, immer wieder spricht der kleine Chen von Kindern, die nicht zurück konnten, nachdem sie einmal auf einer Privatschule waren. „Schicken Sie Ihren Sohn ruhig vorbei“, sagt die Direktorin zum Schluss. „Ich werde es mir überlegen“, sagt der Kleine Chen.

„Tut mir leid, dass ich kein Interview geben kann“, ruft sie uns hinterher. „Aber das Thema ist einfach zu sensibel.“

5. Unsere Lehrer haben alle Abitur.

Beidian. Auch Herr Qian ist Direktor einer Wanderarbeiterschule. Er sitzt im Zimmer der Jins, in einem Nachbarort von Beigao. Die Jins und der Direktor kommen ebenfalls aus Anhui. Im Vorraum ihrer Backsteinhütte hat die Familie ein großes Becken. Frau Jin verkauft hier Fische, während ihr Mann Galerien in Pekings neuem Künstlerviertel Dashanzi renoviert. „Wie viel ich mit meinen Fischen verdiene? Ich weiß es nicht“, sagt Frau Jin. „Ich weiß nur, dass am Ende nichts übrig bleibt.“

Herr Qian war Dorflehrer in Anhui, als seine Frau nach Peking ging, um als Haushaltshilfe zu jobben. Und als er mit 50 in Pension gegangen ist, da ist er ihr gefolgt. „Ich habe mir gedacht, ich kann mir vielleicht noch was dazu verdienen“, sagt er. 90 Euro verdient er als Direktor im Monat. Werbung für seine Schule zu machen, versucht Herr Qian gar nicht erst. „Wir unterrichten nach denselben Lehrplänen wie die staatlichen Schulen“, sagt er. „Aber dort ist es viel besser. In der Privatschule will der Besitzer Geld verdienen. In den staatlichen Schulen sind nicht mehr als 30 Kinder in einer Klasse. Bei uns gilt: Je mehr desto besser, 50 Kinder in einer Klasse sind keine Seltenheit bei uns.“

Oft bleiben die Lehrer nur einige Wochen, bis sie einen besseren Job gefunden haben. „Der Lohn ist sehr niedrig“, sagt Herr Qian, „70 Euro“. Studierende Lehrkräfte sind für einen solchen Lohn nicht zu bekommen. „Bei uns arbeiten hauptsächlich Frauen, die selbst ein Kind in der Schule haben. Das ist für sie praktisch.“ Dabei bräuchte man gerade in den Wanderarbeiterschulen gut ausgebildete Lehrkräfte. Herr Qian hat beobachtet, dass die Kinder in seiner neuen Schule viel schlechter lernen, viel unkonzentrierter sind, als auf dem Land. „Manche bleiben nur ein paar Wochen, dann müssen die Eltern wieder weiterziehen. Wie soll ein Kind da etwas lernen?“

„Ein paar Jahre noch“, sagt Frau Jin, als der Direktor weg ist, „dann will ich wieder zurück. Der Junge lernt hier nichts.“ Solange die Schule ihr Geld bekomme, sei es egal, ob die Kinder regelmäßig zum Unterricht kommen, ob sie ihre Hausaufgaben machen. „Für uns erwarte ich ja nichts mehr, aber er soll was lernen, damit er es einmal besser hat“, sagt sie, während der Junge mit seiner Patschehand versucht, dem Ausländer seine viel zu lange Nase platt zu drücken.

Der Grund, warum Wanderarbeiter ihre Kinder nicht an einer staatlichen Schule anmelden können, sind vier Schriftzeichen in ihren Dokumenten. ‚Nongye Renkou‘ steht da: Agrarbevölkerung. Als 1949 die Volksrepublik China gegründet wird, leben 90 Prozent der Bevölkerung auf dem Land. Industrie gibt es kaum. Nur in den ehemaligen westlichen Kolonien wie Shanghai und in der Mandschurei, die von den Japanern besetzt war, haben sich nennenswerte Industriezweige entwickeln können. Mit technischer und finanzieller Hilfe der Sowjetunion beginnt die junge Volksrepublik, vor allem Schwerindustrie aufzubauen. Der Anteil der Städte an der Bevölkerung verdoppelt sich innerhalb weniger Jahre. Doch 1958 zerstreiten sich Moskau und Peking. Die sowjetischen Berater verlassen China. Mao besinnt sich auf die bäuerlichen Wurzeln der chinesischen Kommunisten. Die Entwicklung Chinas soll sich auf die ländlichen Gebiete stützen. Schon zuvor hatte die Regierung an Maßnahmen zur Eindämmung der Landflucht gearbeitet. 1958 treten die ‚Hukou-Bestimmungen‘ in Kraft. Jeder Bürger bekommt einen Stempel in seine Personaldokumente, in dem sein Wohnort eingetragen ist: Den Hukou. Der Wechsel von einer Stadt in die andere wird sehr schwierig. Fast unmöglich aber wird es, vom Land in die Stadt zu ziehen. Der Hukou teilt die Chinesen in ‚agrарische Bevölkerung‘ und ‚nichtagrарische Bevölkerung‘ ein. Wer einen ‚agrарischen‘ Hukou hat, der hat Anspruch auf Ackerland, ein ‚nichtagrарischer‘ Hukou bedeutet das Recht auf einen Arbeitsplatz. „Die Arbeitskraft in den Städten und in den Dörfern muss den Bedürfnissen des sozialistischen Aufbaus angepasst werden“, kommentiert der Innenminister Luo Ruiqing das Gesetz. „Wir dürfen die ländlichen Arbeitskräfte nicht blind abwandern lassen.“ Wohnungen, Krankenhäuser und die Schulen in der Stadt sind den Städtern vorbehalten. Auch Lebensmittelmarken werden nur auf einen städtischen Hukou ausgegeben. Agrарier haben kaum eine Chance, in der Stadt zu überleben. Versuchen sie es doch, werden sie zurückgeschickt. Bis Anfang der achtziger Jahre wechseln gerade einmal 25 Millionen Chinesen offiziell ihren Wohnort.

Erst mit der Reformpolitik Deng Xiaopings wird Bauern unter bestimmten Bedingungen erlaubt, in die Städte zu ziehen. Die Regierung leitet Wirtschaftsreformen ein und verabschiedet die so genannte ‚Küstenstrategie‘. „Wir werden einigen Regionen erlauben, zuerst reich zu werden. Egalitaris-

mus funktioniert nicht“, verkündet Deng Xiaoping. Die Großstädte an der Ostküste sollen zum Motor der wirtschaftlichen Entwicklung werden. Fabriken werden errichtet, komplette Viertel werden abgerissen und neu gebaut, Geschäftsviertel, Forschungszentren, Industriegebiete ausgewiesen. Jetzt brauchen die Städte Arbeitskräfte. Mehr als zweihundert Millionen ehemalige Bauern arbeiten heute in den Fabriken, auf den Baustellen, in Restaurants und den Haushalten der Großstädte. In den Industriezentren Südchinas machen sie den Großteil der Bevölkerung aus. Vor kurzem hat das staatliche Statistikbüro mitgeteilt, dass 2007 zum ersten Mal in der Geschichte mehr als die Hälfte der Chinesen in Städten wohnt. Auf dem Papier aber gehört jeder zweite Stadtbewohner zur Agrarbevölkerung. Arbeitgeber müssen für ihn in keine Rentenkasse einzahlen und die Städte müssen seine Kinder nicht in ihren Schulen unterrichten.

Shenzhen. „Meine Miete“, sagt Herr Jiang, „habe ich heute noch nicht drin. Ein paar Yuan habe ich erst verdient.“ Hinter Herrn Jiang donnert ein Bus vorbei, vor ihm schlendern die Menschen über das Trottoir. Zwei Hocker, ein Tischchen und ein bisschen Werkzeug stellt er jeden Morgen am Straßenrand auf und wartet, bis jemand ihm seine kaputten Schuhe zum Reparieren gibt. „Shenzhen ist keine gute Stadt“, klagt er. „Niedrige Löhne, hohe Preise.“

Vor dreißig Jahren gab es noch keine Stadt Shenzhen. Fischerdörfer schmiegt sich an die Küste, Wassergräben und Flüsse durchzogen den Landstrich, der als Bezirk Bao'an in den Landkarten vermerkt war. Ein verschlafenes Grenzland hinter dem der ‚bourgeoise Imperialismus‘ begann. Eine Hügelkette trennte China von der britischen Kronkolonie Hongkong.

1979 benannte die Provinzregierung von Guangdong den Bezirk Bao'an in ‚Stadt Shenzhen‘ um. Shenzhen wurde Chinas erste Sonderwirtschaftszone. Hier wurden die Wirtschaftsreformen getestet, bevor sie im ganzen Land umgesetzt wurden. Der ‚bourgeoise Imperialismus‘ hinter der Hügelkette sorgte für Kapital und innerhalb weniger Jahre stand an der Stelle des Grenzbezirks Bao'an tatsächlich eine Großstadt. Shenzhen wurde zum Symbol des Aufbruchs, bis heute gilt die Stadt als die modernste Chinas. Die neuen Einwohner Shenzhens kamen aus dem ganzen Land.

Der Schuster Jiang ist vor zehn Jahren nach Shenzhen gekommen. Seine Frau ist mit ihm gekommen, die Tochter und der Sohn sind bei den Großeltern im Dorf geblieben. „Alle zwei Jahre kann ich mir eine Fahrt nach Hause leisten“, erzählt er. „Das Geschäft wird immer schlechter. Früher konnte ich am Tag zwanzig Yuan verdienen, zwei Euro. Heute ist es weniger.“ Während er am Straßenrand Schuhe flickt, sucht seine Frau die Stadt nach Recyclingmüll ab und bringt ihn zu den staatlichen Sammelstellen. Zehn Fen bekommt sie für eine Plastikflasche, einen Kunstfasersack oder eine Dose:

Einen Euro-Cent. Was beide zusammen verdienen, kommt kaum an den gesetzlichen Mindestlohn von 70 Euro. Trotzdem knapsen sie immer ein bisschen ab, um es nach Hause zu schicken. „Letztes Jahr waren die Großeltern mit den Kindern bei uns“, erzählt Herr Jiang. „Die haben ganz schön gestaunt, wie teuer hier alles ist.“

Am wenigsten aber hätten sie sich an das Essen gewöhnen können. Genau wie er, obwohl er doch schon so lange da ist. „Bei uns zu Hause ist das Essen scharf und würzig“, schwärmt er. „Aber hier in Shenzhen schmeckt alles nach nichts. Wir kochen zwar nach unseren Rezepten, aber trotzdem schmeckt es nicht wie daheim. Man kann hier ja nicht mal richtig schön scharfes Chili-Öl kaufen.“

6. Wir Chinesen sind doch ein Volk mit Herz!

Peking. ‚Mingongwang‘ – ‚Wanderarbeiternetz‘ – steht auf den giftgrünen T-Shirts der Aktivisten. Auf der Bühne singt ein junger Mann herzerreißende Schnulzen über das harte Arbeiterleben. „Er ist der Wanderarbeiter-Popstar“, erklärt Zhang Yajun von der Organisation ‚Wanderarbeiternetz‘. Dann tritt ein 17-jähriges Mädchen auf die Bühne und liest mit zittriger Stimme eine Rede ab. „Sie hat Leukämie“, sagt Zhang. „Und sie ist sehr talentiert, hat ein Buch geschrieben über ihr Leid.“ Die Mutter des Mädchens steigt auf die Bühne und dankt den Aktivisten mit Tränen in den Augen. ‚Wanderarbeiternetz‘ und die Chinesische Gesellschaft zur Armutsbekämpfung sammeln für einen Gesundheitsfonds für Wanderarbeiter. Die Aktivisten fotografieren sich gegenseitig dabei, wie sie 100-Yuan-Scheine in die durchsichtige Spendenbox werfen. „Wir Chinesen sind ein Volk mit Herz“, verkündet der Vizevorsitzende der Gesellschaft für Armutsbekämpfung auf der Bühne mit feierlicher Stimme.

„Wir sind alle Bauernkinder, die es auf die Uni geschafft haben. Jetzt wollen wir etwas zurückgeben“, erzählt Zhang Yajun später. Er arbeitet als Dozent an der Uni. Ehrenamtlich betreibt er mit einigen ehemaligen Kommilitonen die Webseite ‚Mingongwang‘ mit Nachrichten für Wanderarbeiter, einer Jobbörse, Weiterbildungsangeboten, einer Rechtsberatung und Praktikumsvermittlung. „Mingongwang ist ein Projekt, das wir von unserem eigenen Lohn finanzieren“, steht unter der Rubrik ‚Über uns‘.

Auf Zhangs Visitenkarte steht neben ‚Mingongwang‘ allerdings noch ‚Chinesische Gesellschaft für Armutsbekämpfung und Entwicklung‘. Das ist alles andere als eine privat finanzierte Organisation. Die Gesellschaft zur Armutsbekämpfung untersteht dem Büro zur Armutsbekämpfung der chinesischen Regierung.

„Als unsere Seite Anfang 2007 ans Netz ging, war das Medienecho groß“, berichtet Zhang. „So groß, dass auch die Regierung aufmerksam wurde. Und da hat uns die Gesellschaft für Armutsbekämpfung eine Zusammenarbeit angeboten.“

Unglücklich ist Zhang Yajun darüber nicht. „Wir sind sehr dankbar für die Unterstützung“, sagt er. Denn mit der Kooperation ist die Organisation aus dem rechtlichen Graubereich heraus. Der chinesische Staat sieht unabhängige Vereine nämlich gar nicht gern. Private Initiativen können sich in China nur als Firma registrieren lassen. Spenden dürfen sie nicht annehmen, und steuerlich sind sie Unternehmen gleich gestellt. Es gibt nur wenige, meist sehr kleine solcher echter Nichtregierungsorganisationen. Die meisten anderen gemeinnützigen Vereine hängen mit der Regierung zusammen. ‚GONGOs‘ werden sie von Fachleuten genannt: Government Organized Non-Governmental Organizations.

Die Gesellschaft, in die Mingongwang eingegliedert wurde, hat ihr Büro in einem neuen Geschäftskomplex direkt bei der Baustelle des Olympiastadions. Den Eingang schmückt eine Reihe roter Blumen. Lin Jialai, der Vizevorsitzende, der bei der Sammelaktion die Großherzigkeit des chinesischen Volks beschworen hat, drückt mir einen Sammelband seiner Aufsätze und Reden in die Hand. ‚Stimme des Herzens‘ heißt er.

„Die Regierung unternimmt jetzt sehr viel, um das Leben der Arbeiter zu verbessern“, sagt er. Fragen nach der größer werdenden sozialen Kluft beantwortet er mit der üblichen Erklärung, dass die Reformpolitik ein schwieriger Prozess sei. Er redet von den großen Unterschieden zwischen Küstenprovinzen und Hinterland und beschwört die ‚Harmonische Gesellschaft‘, die die Parteiführung als Losung ausgegeben hat, um den sozialen Problemen zu begegnen. Fragt man ihn nach dem Hukou-System, dessen Bedeutung von offizieller Seite stets klein geredet wird, wird er ungewöhnlich deutlich. „Ja“, sagt er, „der Hukou ist einer der Hauptgründe für die schwierige Situation der Wanderarbeiter. Er ist ein Überbleibsel aus der Planwirtschaft und kann auf Dauer nicht bestehen. In der Regierung wird sehr intensiv überlegt, wie das System abgeschafft werden kann.“

7. Das Tor, das aus dem Dorf herausführt

Gerüchte über eine bevorstehende Reform oder gar Abschaffung des Systems tauchen in China immer wieder auf. Bereits in den achtziger Jahren wurde neben dem Hukou in China der Personalausweis eingeführt, in dem der Vermerk ‚agrarisches‘ oder ‚nichtagrarisches‘ fehlt. Trotzdem bleibt der Hukou der entscheidende Eintrag in den Personendaten jedes Chinesen, vor-

zuweisen gegenüber jeder Behörde und jeder Personalabteilung. „Auf allen Gebieten haben wir in China Fortschritte“, erzählt ein Universitätsdozent. „Nur nicht bei der Reform des Hukou-Systems. Ich selbst hatte bis zum Ende meines Studiums einen Agrar-Hukou“, sagt er: „Meine Eltern haben mir von klein auf eingebläut, dass ich auf die Uni muss. Die Universität, heißt es bei uns, ist das Tor, das aus dem Dorf herausführt.“ Ein Hochschulabschluss oder eine Militärkarriere gehören zu den wenigen Ausnahmefällen, in denen Agrarier ihren Hukou wechseln können. Dass sich das ändern könnte, glaubt er nicht.

- Warum?

- Die Städte verhindern jede Reform. Nimm Shenzhen. Die Stadt hat 12 Millionen Einwohner, aber nur zwei Millionen Bürger. Das bedeutet, dass nur ein Sechstel der Bürger Anspruch auf Versorgungsleistungen hat. Da bleibt sehr viel Geld in der Stadtkasse.

Peking. Li Subin möchte das Hukou-System nicht abschaffen. Nicht unbedingt jedenfalls. Er sitzt im Unterhemd in seiner Wohnung außerhalb Pekings, auf dem Tisch ein Teller mit Weintrauben, die er wie in China üblich auslutscht, so dass nur die bittere Schale und die Kerne übrig bleiben. „Die Hukou-Bestimmungen sind sehr klar“, sagt der Anwalt. „Und die Stadtregierung verstößt eindeutig dagegen“. Gemeinsam mit einem anderen Anwalt hat Li Subin das Amt für öffentliche Ordnung verklagt, die Polizeibehörde der Stadt. Er verlangt, dass sein Hukou von seiner Heimatstadt Luoyang in der Provinz Henan auf Peking umgeschrieben wird. Also dass ein städtischer Hukou in einen anderen städtischen umgewandelt wird. Auch das ist nicht selbstverständlich. Alle Anträge wurden bisher abgewiesen. „Wenn wir durchkommen“, sagt er, „dann werden wir als nächstes versuchen, einen Agrar-Hukou in die Stadt zu verlegen. Man muss Schritt für Schritt vorgehen.“

- Meinen Sie denn, dass Sie den Hukou-Prozess gewinnen können?

- Im Gesetz steht, dass, wer mehr als drei Monate in einer Stadt lebt und eine feste Anstellung hat, seinen Hukou wechseln kann. Rechtlich ist die Lage eindeutig, eigentlich kann das Gericht nicht anders entscheiden. Unsere Gerichte sind zwar nicht unabhängig, aber sie können sich auch nicht mehr so leicht über die Gesetze hinwegsetzen.

Als Li Subin sein Jurastudium begann, da klang das Wort Gesetz wie ein großes Versprechen. Es war der Beginn der achtziger Jahre, das Land war zerrüttet von der Kulturrevolution, als Urteile nicht von Gerichten gesprochen wurden, sondern von fanatischen Rotgardisten, als Prozesse nicht vor Gericht geführt wurden, sondern in Versammlungssälen oder im Freien. Nicht die Rechtsprechung war das Ziel dieser Prozesse, sondern die Demütigung der Angeklagten. Und als das Land aus diesem Alptraum erwachte, da hatte es keine Juristen mehr, keine Richter und keine Anwälte. In ihrer

Not steckte die Regierung pensionierte Militärs in Roben und ließ sie Urteile sprechen, bis heute ist längst nicht jeder Richter ein Jurist.

Jurastudenten wie Li Subin begeisterten sich Anfang der achtziger Jahre für eine Gesellschaft, in der nicht die Parteikader über Recht und Unrecht entscheiden, sondern das Gesetz. Hartnäckig hält eine ganze Reihe von Anwälten in China an diesem Versprechen fest, auch in Prozessen gegen den übermächtigen Staat. Die Behörden allerdings sehen es gar nicht gerne, wenn sie sich plötzlich vor Gericht verantworten müssen. Li Subin hat das bereits vor Jahren erfahren. Weil er der Ansicht war, dass die Anwaltskammer seiner Heimatstadt Luoyang willkürliche Gebühren erhebt, verklagte er sie. Als Antwort entzog sie ihm die Lizenz. Wenn er jetzt vor Gericht auftritt, dann ist er offiziell der Vertreter eines akkreditierten Kollegen. „Das macht es mir sehr schwer“, klagt er. „Überzeugen Sie mal einen Mandanten davon, dass Sie keine Lizenz haben, weil sie Ihnen vom Staat illegal entzogen wurde.“

8. Ich will eine, die mich liebt.

Beigao. Drei Metallbetten, drei Spinde und ein großer Standventilator stehen auf dem kahlen Betonboden. Über dem Dach donnern die Autos vorbei. Die Baracke in der Zhuo Wei und Wu Xisan wohnen, liegt unter einer Autobahnauffahrt. Beide arbeiten für eine Sicherheitsfirma, bewachen für den Mindestlohn von 700 Yuan - 70 Euro - die Zufahrt von Baustellen. „Kein guter Job, aber wenn Du nicht mehr als die Grundschule gemacht hast, findest Du nichts anderes“, sagt Wu Xisan. Er kommt aus dem Nordwesten Chinas und hat nach der sechsten Klasse seinen Eltern auf dem Feld geholfen, bis er alt genug war, auf Jobsuche zu gehen. Seine ältere Schwester ist schon vor einiger Zeit aufgebrochen, um ihr Glück in den Fabriken Südchinas zu suchen. In Shenzhen an der Grenze zu Hongkong setzt sie mp3-Player zusammen. „Ich wollte erst zu ihr“, sagt er. „Aber in den Fabriken nehmen sie lieber junge Frauen. Für Jungen ist es hier besser. Hier gibt es viele Baustellen.“

So ganz füllen die schmalen Schultern des 18jährigen die olivgrüne Uniform noch nicht aus. Er ist erst seit einem halben Jahr in der Stadt. Ein entfernter Verwandter hat ihn an die Peking Wachfirma vermittelt, der Manager ist ein Landsmann. „Manchmal ist das Heimweh noch sehr heftig“, sagt Wu Xisan. „Aber so schlimm wie am Anfang ist es nicht mehr. Man findet Freunde, dann geht es leichter.“

Sein Bett Nachbar Zhuo Wei hat diese Erfahrung schon lange hinter sich. Seit fünf Jahren ist er quer durch China unterwegs, seit er sechzehn ist. Zuletzt hat er in Shenzhen in einer Fabrik gearbeitet. „Da habe ich fast dop-

pelt so viel verdient“, sagt er. Warum er weggegangen sei? „Es gab eine Schlägerei, Streit unter den Arbeitern.“ Mehr sagt er nicht. Die Boomregion an der Grenze zu Hongkong sei „tai luan“ - zu chaotisch, erzählt er. Zu viele Kriminelle, Betrüger und Streit und Schlägereien unter den Arbeitern.

Zhuo will nicht mehr lange in Peking bleiben. Er will zurück in sein Heimatdorf, um dort den Führerschein zu machen. Die Hälfte seines Lohnes legt er jeden Monat zur Seite, um sich diesen Traum zu erfüllen. Bis zum Jahresende hofft er, genug gespart zu haben. „Als Fahrer kann man leichter Geld verdienen“, ist er überzeugt. Wie viel denn? „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.“

Auch Wu Xisan überlegt, ob er noch einmal zurückgehen soll, um etwas zu lernen. Ein Handwerk vielleicht, oder auch Autofahren. Erstmal will er aber noch eine Weile in Peking bleiben, noch ein bisschen Geld verdienen, vielleicht einen besseren Job und vor allem: Eine Freundin finden. „Wenn Du unterwegs bist, kannst Du Dir selber eine suchen“, sagt er. „Zu Hause musst Du eine heiraten, die Dir Deine Eltern ausgesucht haben. Ich will eine, die mich liebt. Ich bin nur noch ein bisschen schüchtern.“

9. Viel größer und reicher als bei uns

Shanghai. Als es zwischen dem sechzehnjährigen Zhang Weijun und der zweiundzwanzigjährigen Li Yu zu knistern begann, da musste jeder Funke etwa 2.000 Kilometer Glasfaserkabel durchqueren. Aufgereiht zwischen zockenden Teenagern saßen beide am jeweiligen Ende vor einem Bildschirm und starrten zwei große runde Monde mit einem kleinen Strich in der unteren rechten Ecke an. ‚QQ‘ ist Chinas beliebteste Chat-Plattform. 160 Millionen User sind dort registriert, im Schnitt sind 10 Millionen von ihnen online. „Bei uns Wanderarbeitern ist chatten sehr beliebt“, sagt Zhang. „In der Stadt kennst Du nicht so viele Leute. Du arbeitest den ganzen Tag und abends hast Du dann oft niemanden zum Reden. Im Chat findest Du immer jemanden. Und vor allem musst Du nicht sofort sagen, wer Du bist.“

Nach Shanghai kam Zhang als Zwölfjähriger. Sein Vater war zu Beginn der neunziger Jahre aus der Nachbarprovinz Jiangsu in die Stadt gekommen, arbeitete als Müllwagenfahrer und in Fabriken, die Mutter war ihm gefolgt und hatte in der Nähe einer Fabrik eine Imbissbude eröffnet. „Die Arbeiter konnten bei uns ihre Essensmarken einlösen“, erzählt sie. Der Laden lief gut und als Weijun die sechs Jahre Grundschule abgeschlossen hatte, holte sie ihn nach, damit er im Geschäft helfen konnte, bis er alt genug war, sich eine Arbeit zu suchen.

Zhang Weijun und Li Yu wohnen bei Zhangs Eltern. Im Hinterzimmer eines Studios für Fußmassagen betreiben sie einen Mah-Jongg-Salon, seit ihre Imbissbude abgerissen worden ist. Im Raum stehen zehn Tische mit grünem Filzbelag, auf denen tagsüber und abends die Mah-Jongg-Steine klappern. Im Moment allerdings sind keine Kunden da. Über die Essenszeit ziehen sie sich zurück.

„Die meisten sind Alte aus der Nachbarschaft“, erklärt Frau Zhang. „Beim Mah-Jongg muss man viel rechnen, das ist gut fürs Gehirn.“ Überall in China sieht man alte Leute sitzen, die die Steine und manchmal auch Geldbeträge über die grünen Filztische schieben. Weil man Mah-Jongg auch um Geld spielen kann, war das Spiel in China lange illegal. Inzwischen betrachtet die Regierung Mah-Jongg als ‚gesunde Sportart‘, solange man nicht um Geld spielt und dabei nicht raucht und nicht trinkt.

„Wir verdienen nicht schlecht mit dem Laden“, sagt Frau Zhang. „Wenn es gut läuft mehr als 3.000 Yuan im Monat.“ Dazu kommt der Lohn ihres Mannes. Herr Zhang ist gerade von seiner Schicht heimgekommen. Seit acht Jahren ist er fest angestellt in einer Fabrik, die Fitnessgeräte herstellt. Doch seine kräftige Statur und das braungebrannte Gesicht unter der grauen Stoppelfrisur lassen immer noch den Bauern erkennen, der jahrelang auf den Feldern geschuftet hat. „Es gibt welche, die mehr Erfolg haben als wir, aber wir brauchen uns nicht zu verstecken“, sagt er stolz. „Nur der Sohn macht mir Sorgen. Es ist heute schwerer als früher.“

In der Kochecke brät die Mutter jetzt grüne Chilischoten an. Ein beißender Geruch breitet sich im Raum aus. Zhang Weijun und ich ziehen uns an einen der hinteren Tische zurück. Er ist inzwischen zwanzig, jobbt sich seit vier Jahren durch. „Nur mit einer Grundschulbildung ist es schwer, was zu finden“, sagt er. „Ich will versuchen, irgendwo in die Lehre zu gehen. Am Besten als Koch. Ich habe schon oft in der Küche gejobbt. Als Koch kann man was verdienen.“

Seine Frau Li Yu arbeitet als Verkäuferin in einem kleinen Laden in der Nachbarschaft. „Für Frauen ist es ein bisschen leichter“, glaubt sie. „Es gibt an jeder Ecke Geschäfte und Restaurants, und da brauchen sie junge Frauen als Bedienung.“ Als sie Zhang Weijun vor sechs Jahren im Chat kennen lernte, arbeitete sie in einer Elektronik-Fabrik in der Provinz Guangxi im äußersten Südwesten Chinas. Sie hat nicht lange gezögert, sich in den Zug zu setzen, um den sechs Jahre jüngeren QQ-Jungen in Shanghai zu besuchen. „Ein Landsmann hatte mir erzählt, dass Shanghai ein guter Ort ist“, sagt sie. „Viel größer und reicher als bei uns.“

Die Küstenstrategie, die den Schwerpunkt der Wirtschaftsentwicklung zunächst auf einige ausgewählte Wirtschaftszonen in Südchina und danach auf die großen Städte der Ostküste konzentrierte, bleibt bis zur Jahrtausend-

wende das Leitbild der chinesischen Entwicklung. Städte wie Shanghai, die in der Mao-Zeit bis zu 40 Prozent ihrer Einnahmen an die Zentralregierung abführen mussten, bekommen die Möglichkeit, ihre eigene Wirtschaftspolitik zu gestalten, in ihre Infrastruktur zu investieren und Anreize für Investoren zu schaffen. Innerhalb weniger Jahre können die Küstenstädte und ihr Umland jenen atemberaubenden Wandel durchlaufen, bei dessen Erwähnung Wirtschaftsführer in der ganzen Welt glänzende Augen bekommen.

Die Regierung in Peking sonnt sich in den Wirtschaftsdaten. Sie wird dominiert von der so genannten Shanghai-Clique, die in der Stadtverwaltung von Chinas erfolgreichster Metropole Karriere gemacht hatte. Wachstum und Stabilität sind Ende der neunziger Jahre die Schlagworte, unter denen sich wirtschaftliche Liberalisierung und politische Repression vereinen. In den armen Provinzen des Hinterlands aber entsteht eine fatale Mischung aus Goldrausch und Korruption. Willkürliche Steuern treiben die Bauern in die Armut. Nach Gutdünken beschlagnahmen lokale Beamte Ackerland. Dubiose Geschäftemacher erkaufen sich den Schutz der Lokalregierungen. In der Provinz Henan stecken illegale Bluthändler innerhalb weniger Jahre rund eine Million Bauern mit dem HI-Virus an, weil sie elementare Hygienebestimmungen nicht beachten. Beim Zentrifugieren von Plasma vermischen sie das Blut verschiedener Spender, bevor sie es ihnen zurück in die Adern pumpen. Ist unter den Spendern ein Infizierter, dann bekommen alle einen Anteil von seinem verseuchten Blut zurück. Die Provinzregierung schaut zu. In den Überflutungsgebieten des Drei-Schluchten-Staudamms verschwinden Milliardensummen, die als Entschädigung für die umgesiedelten Bauern gedacht waren. War der Weg in die Stadt zu Beginn der Reformen eine neue, viel versprechende Chance für die Bauern, ist es nun für viele der letzte Ausweg.

10. Die Regeln sind jetzt sehr streng.

Peking. Von der Baustelle dringt ein rhythmisches Klopfen durch die Blechwände von Zheng Shuliangs Büro. Zheng sitzt hinter einem abgewetzten Schreibtisch, an der Wand hängen Bauarbeiterhelme. „Ihre Fragen beantworte ich gerne“, sagt er. „Aber kein Interview.“ Soll heißen: Das Aufnahmegerät bleibt aus.

„Wir achten sehr genau darauf, alle arbeitsrechtlichen Bestimmungen einzuhalten“, beteuert er und deutet auf einen Stapel Papier. „Das sind die Verträge. Jeder der bei uns arbeitet bekommt einen Vertrag. Außerdem zahlen wir die vorgeschriebenen Sozialabgaben.“ 155 Yuan im Monat sind das für Kranken- und Unfallversicherung. „Das tut mittlerweile jede Baufirma in

Peking“, sagt er mit überzeugter Stimme. „Die Kontrollen sind sehr streng.“ Schwarzarbeit? Nicht in Peking, glaubt Zheng Shuliang.

Zhengs Büro ist in einem Container neben der Baustelleneinfahrt untergebracht. Immer wieder kommen Arbeiter herein, den Helm unter den Arm geklemmt. Mit manchen spricht er hochchinesisch, mit vielen auch den Dialekt von Anhui. „Die meisten unserer Arbeiter sind Landsleute“, sagt er. „Wir stellen nur auf Empfehlung ein. Alles andere ist uns zu riskant.“

Auch Zheng Shuliang kam vor 18 Jahren als Wanderarbeiter aus Anhui nach Peking. Damals war noch nicht viel zu spüren von dem Boom, der die Hauptstadt inzwischen erfasst hat. Es war die Zeit unmittelbar nach dem Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens. In der Regierung gaben die Konservativen den Ton an, Schüler und Studenten bekamen zusätzliche Ideologiekurse verordnet, die Wirtschaftsreformen wurden eingefroren. Zwar ging das kapitalistische Experiment in Südchina weiter, doch bis die Umwälzung das ganze Land erfasste, dauerte es noch ein paar Jahre.

Nur wenige Bauern wagten damals den Weg in die Stadt. Aber wer sich wie Herr Zheng dazu entschloss, auf den wartete die eine oder andere Chance. Herr Zheng heuerte bei einer großen staatlichen Baufirma an und stieg schnell vom einfachen Arbeiter zum Vorarbeiter auf. Die Firma schickte ihn in Fortbildungskurse, schulte ihn in der Buchführung, brachte ihm bei, wie man Baupläne liest und welche Arbeiter was tun müssen, um sie umzusetzen. „Heute beaufsichtige ich als Manager vier bis fünf Baustellen gleichzeitig“, sagt er stolz. Vor den Olympischen Spielen sind die Auftragsbücher voll. Peking wird auf Hochglanz gebracht, überall werden neue Gebäude aus dem Boden gestampft. „Die letzten zwei Jahre sind für uns hervorragend gelaufen“, sagt er. Bis Mai wird das noch so weitergehen. Dann allerdings ist Schluss. Dann, hat die Stadtregierung verfügt, haben alle Arbeiten fertig zu sein.

Beigao. Das Handy des Kleinen Chen klingelt. Lauter und aufgeregter als sonst schreit er in sein Telefon. „Wo ist er jetzt? Habt Ihr Geld für den Arzt? Morgen, ja, morgen komme ich vorbei.“ Dann legt er auf und sagt: „Einen Freund haben sie zusammengeslagen.“

11. Mehr Verantwortung bei dem was Du sagst!

Tianjin. Zwei Stunden dauert die Fahrt im Bus von Peking nach Tianjin. Dann quält sich das Taxi noch eine Stunde durch den Feierabendverkehr. „Diese Brücke?“ fragt der Fahrer. „Nein, ich glaube noch weiter“, sagt der

Kleine Chen. „Da vorne“. Dann schreit er wieder in sein Handy. „Ich steige aus und schaue“, ruft er und rennt auf die Fußgängerbrücke. Und schreit weiter in sein Handy. „Nein, ich kann Euch nicht sehen“, ruft er und steigt wieder ein. „Von der Technischen Hochschule ist es noch etwa einen Kilometer nach Osten“, sagt er. Wieder drei Brücken. „Stopp“, sagt er. „Ich kann ihn jetzt sehen.“

„Danke, dass Ihr gekommen seid“, sagt Luo. Die zu große Lederjacke hängt über den schwächtigen Schultern. Schwerfällig bewegt sich der schmale Körper. „Die Schmerzen“, sagt Luo. „Beim Pinkeln kommt immer noch Blut.“

Gebratene Hühnerfüße und Krabben, Gemüse und Schweinefleisch stehen auf dem Tisch. „Esst“, sagt Luos alte Mutter. „Ja“, sagt Luo, „esst erstmal. Und dann rufen wir die Polizei.“ Nachbarn kommen herein, reden aufgeregt durcheinander. „Der Vorarbeiter ist abgehauen“, sagen sie. Luo streckt sich stöhnend auf dem Bett aus. „Zweimal“, sagt Luo, „war ich bei der Polizei. Sie haben meine Anzeige nicht aufgenommen.“ „Ruh Dich noch ein bisschen aus“, sagt seine Frau. „Esst auch von den Krabben“, sagt seine Mutter.

Auch das Dorf, in dem Luo wohnt, ist ein Arbeiterdorf am Stadtrand, ganz ähnlich wie Beigao. „Ich bin erst vor kurzem aus Peking hergekommen“, sagt er. „Hatte gehört, hier gibt es Arbeit.“ Den Job hat ihm ein Landsmann vermittelt, ein Vorarbeiter auf dem Bau. Ein paar Tage renovieren, verdient hat er am Ende 385 Yuan. Doch das Geld hat er nie gesehen. Dreimal ist er zu dem Vorarbeiter, der ihn angestellt hat, und hat seinen Lohn verlangt. Beim dritten Mal haben sie zugeschlagen. Zu zweit. Luos Rücken ist mit blauen Flecken und Schürfwunden übersät.

„Hier ist es“, sagt Luo und hämmert gegen die Eisentür. „Mutter, geh schon nach Hause. Wenn er nicht aufmacht, dann rufen wir die Polizei.“ Die Nachbarn stehen neugierig herum, schnattern miteinander. Jemand ist zu Hause, aber er macht nicht auf. Luo wählt die 110, den Polizeinotruf.

Langsamem Schrittes und mit schlechtgelaunten Gesichtern kommen zwei Beamte die dunkle Gasse entlang. „Wer hat die Polizei gerufen?“ fragt einer der Polizisten. „Ich“, sagt Luo. „Ich wurde geschlagen. Und der, der mich zusammengeschlagen hat, wohnt hier. Es ist jemand zu Hause, Sie können ihn gleich verhaften.“

- Wann wurden Sie geschlagen?
- Vor vier Tagen.
- Sie hätten zu uns kommen müssen, um Anzeige zu erstatten. Den Notruf ruft man nur im Notfall an.
- Ich war bei Euch, sagt Luo. Ihr habt die Anzeige nicht aufgenommen.
- Das kann nicht sein. Wann soll das gewesen sein?

Der Kleine Chen mischt sich ein. „Ihr kümmert Euch um nichts“, schreit er die Polizisten an. „Um gar nichts!“ „Mehr Verantwortung bei dem was Du sagst!“ weist ihn der Polizist zurecht. Dann klopft die Polizei an die Metalltür.

Der Vorarbeiter ist nicht zu Hause. Stattdessen nimmt die Polizei Luo mit – die Anzeige aufnehmen. Zwei Stunden im neohellen Warteraum der Polizeistation, dann kann Luo hinaufgehen und seine Anzeige aufgeben. Mit zwei Formularen kommt er zurück. „Damit kann ich erstmal ins Krankenhaus“, sagt er. „Und wenn sie den Vorarbeiter schnappen, dann bekommt er die Rechnung.“

- Und wenn nicht?

- Dann ich.

„Der Vorarbeiter ist schon zweimal angezeigt worden“, haben sie ihm gesagt. „Wenn Du ihn siehst, dann ruf uns.“ Luo hat verstanden. Sie selbst werden keine großen Anstrengungen unternehmen. „Ich werde mich auf die Lauer legen“, sagt Luo. „Das ist meine einzige Chance.“

2002 steht ein Generationswechsel an der Staats- und Parteispitze an. Staatschef wird ein Mann namens Hu Jintao, über den nur wenig bekannt ist.

„Who is Hu?“, titeln englischsprachige Zeitungen. Der Neue entstammt nicht den bis dahin bekannten Pekinger Machtcliquen, sondern hat seinen Aufstieg in den westlichen Provinzen hingelegt, ebenso wie sein Premierminister Wen Jiabao. Von ihren Vorgängern setzen sich beide mit einem betont sozialen Programm ab. Nicht mehr leugnen lässt sich inzwischen das Unruhepotential, das durch die soziale Kluft entstanden ist. Auf 87.000 beziffert das Ministerium für Öffentliche Sicherheit für das Jahr 2005 die Zahl der ‚Zwischenfälle‘, in denen sich soziale Spannungen in spontanen Protestaktionen entluden. Eine harmonische Gesellschaft aufbauen – so heißt jetzt die Parteilinie. Agrarsteuern werden abgeschafft, die Rechte der Arbeiter gestärkt. Eine Kranken- und Unfallversicherung muss mittlerweile auch für Arbeiter mit Agrar-Hukou abgeschlossen werden, andere Sozialleistungen wie Rentenkasse und Mutterschutz bleiben allerdings ein städtisches Privileg. Das Gesetz begrenzt die Wochenarbeitszeit auf 40 Stunden, limitiert die Zahl der Überstunden und legt Mindestlöhne fest. Unternehmern, die Arbeiter ohne Vertrag beschäftigen, drohen ab dem 1. Januar 2008 hohe Strafen. Eines aber ändert sich nicht: Politische Protestbewegungen, Streiks und Gewerkschaften bleiben Tabu. „Wir haben recht gute Arbeitsgesetze in China“, sagt der Arbeiteraktivist Han Dongfang, der seit 1994 in Hongkong im Exil lebt. „Aber diese Gesetze werden nicht respektiert. Die Bosse können die Gesetze ignorieren, weil die Arbeiter zu schwach sind.“ Seine Organisation ‚China Labour Bulletin‘ dokumentiert die Arbeitsbedingungen in chinesischen Unternehmen, sammelt Informationen über Proteste und unterstützt Arbeiter, die vor Gericht ziehen.

12. Entlasst den korrupten Leiter des Arbeitsbüros!

Dongguan. „Nie“, sagt Jing Qingbo, „nie hätte ich gedacht, dass es solchen Ärger geben könnte.“ Er sitzt in seinem Büro über einer Autowerkstatt und schaut immer noch ein bisschen ungläubig, als er von jenem Tag im Juli erzählt, als er sich morgens hingesetzt hat, einen großen Bogen Papier entrollt hat und mit großen Zeichen drauf zu schreiben begann. „Entlasst den korrupten Leiter des Arbeitsbüros sofort aus dem Staatsdienst!“ schrieb er darauf, und unterschrieb mit: „Ein mutiger Antikorruptionskämpfer.“

„Dazibao“ nennen die Chinesen solche Plakate – Wandzeitung mit großen Schriftzeichen. Der Antikorruptionskämpfer klemmte sich sein Plakat unter den Arm, stieg die Treppe hinab, marschierte den langen Hausflur entlang und trat aus der kleinen Seitentür neben der Autowerkstatt. Dann steuerte er direkt auf das Arbeitsbüro der Gemeinde Dalingshan, Stadt Dongguan, zu, das nur drei Häuser von seinem Büro entfernt liegt, und suchte ebenjenen Leiter auf, den er auf seinem Plakat korrupt nannte. Wenn er sich nicht endlich um den Fall von Zhang Zhaoqing kümmere, erklärte er dem Beamten, dann sehe er sich gezwungen, sein Plakat vor dem Amt zu entrollen.

Zhang Zhaoqing ist so etwas wie ein Mandant Jing Qingbos. Das heißt, er war es, damals im Juli. Seine Geschichte ist schnell erzählt: Zhang Zhaoqing hatte eine Stelle als Drucker in einer Fabrik für Dekorationsartikel gefunden. 11 Stunden am Tag, sechs bis sieben Tage die Woche. Vereinbarter Monatslohn: 3.500 Yuan. Das wäre kein schlechter Lohn für einen Arbeiter in China - wenn er ihn denn tatsächlich bekommen hätte. Doch nach drei Monaten in der Dekorationsfabrik hatte er von dem Geld immer noch nichts gesehen, 10.500 Yuan schuldet ihm die Firma – seit zwei Jahren. Dreimal sprach er im Arbeitsbüro der Stadt vor, der Behörde, die zuständig ist für die Beschwerden von Arbeitern. Dreimal passierte nichts. Schließlich landete er in dem kleinen Büro über der Autowerkstatt, in dem Herr Jing hinter seinem Schreibtisch sitzt, um Leute wie den Drucker Zhang zu empfangen. „Qingzheng Rechtsberatung“ steht auf einem kleinen Schild an der Tür. Herr Jing vertritt betrogene Arbeiter.

Und so stand Jing Qingbo also an einem Julivormittag mit seinem zusammengerollten Plakat vor dem Büroleiter. Was im Einzelnen passiert ist an diesem Tag, lässt sich nicht mehr genau sagen. Zwischen dem Leiter des Arbeitsbüros und Jing Qingbo muss es lautstark hin- und hergegangen sein. Irgendwann wurde auch das Plakat entrollt. Einer der Streitpunkte ist, ob Herr Jing es selbst entrollt hat – und seine Anschuldigung damit öffentlich gemacht hat, oder ob die Beamten es ihm entrissen und selbst reingesehen haben. Der Büroleiter jedenfalls erkannte darin den Tatbestand der Belei-

digung und rief die Polizei. Fünf Tage verbrachte Jing Qingbo in Untersuchungshaft, dann erst ließen sie ihn wieder frei. Herr Jing erstattete noch am selben Tag Anzeige gegen die Polizei.

Inzwischen haben die Behörden Jing Qingbos Büro zweimal durchsucht. Das Honorar, das er vom Drucker Zhang erhalten hatte, musste er zurückgeben, nachdem dieser sich öffentlich von Jings Vorgehen distanziert hatte. Und der Leiter des städtischen Rechtsbüros nahm den Fall zum Anlass, sich in der Lokalzeitung ausgiebig über die mangelnde Qualität privater Rechtsdienste zu beklagen.

Arbeiter in China haben nicht viele Möglichkeiten, ihre Rechte durchzusetzen. Streiks sind verboten, unabhängige Gewerkschaften werden rigoros verfolgt. In den letzten Jahren hat die Regierung zwar eine Reihe von Arbeitsgesetzen verabschiedet, die auch von kritischen Beobachtern als fortschrittlich bewertet werden. Aber eingehalten werden diese Bestimmungen nur selten. Oft geht es Arbeitern wie dem Drucker Zhang – Arbeitgeber weigern sich einfach, die Löhne auszubezahlen. Tut mir leid, kein Geld, komm morgen wieder. Die einzige Chance, die die Arbeiter dann haben, sind die Beschwerdestellen der Regierung und die Gerichte.

13. Der Druck hat nachgelassen.

„In den letzten Jahren hat sich die Einstellung der Gerichte stark verändert“, stellt der Anwalt Zhou Litai fest, der seit zehn Jahren in der Wirtschaftsmetropole Shenzhen Arbeiter vor Gericht vertritt. „Die Richter haben heute ein viel größeres Bewusstsein für die Probleme der Arbeiter.“ Zhou ist ein volkstümlicher Mann mit Bürstenhaarschnitt, der gerne traditionelle chinesische Hemden ohne Kragen trägt. Unter den Arbeitern der Industrieprovinz Guangdong ist er fast schon eine Legende. Den ‚Wanderarbeiter-Anwalt‘ nennen sie ihn.

Vom Stadtzentrum Shenzhens braucht der Bus zwei Stunden durch stau- bige Industriegebiete und Wohnviertel, bis er im Vorort Longgang an einem kleinen Platz anhält. Die Kanzlei ist ein Labyrinth aus kargen Räumen, in denen die Mitarbeiter hinter Schreibtischen aus lackiertem Holz sitzen. Schüchtern sitzen ihnen die Arbeiter gegenüber und schildern ihre Fälle. Einer von ihnen ist Lu Zhanjie. „Wie ich auf Zhou Litai gekommen bin?“ wiederholt Lu Zhanjie ungläubig meine Frage. „Er ist doch eine Berühmtheit!“ Lu arbeitet für eine italienische Firma als Lastwagenfahrer und möchte die Überstunden der letzten Jahre bezahlt bekommen. „Wir arbeiten jeden Tag eine Stunde länger als erlaubt“, sagt er. „Und die Samstage bekommen wir auch nicht bezahlt.“

Zhou Litai setzt sich mit einem Teeglas auf ein Sofa in seinem Arbeitszimmer. „Ich muss gleich noch los nach Guangzhou“, sagt er und erzählt in wenigen Sätzen seine Geschichte: Wie er Anfang der achtziger Jahre selbst drei Jahre als Arbeiter in Ziegeleien geschuftet hat, begonnen hat, im Selbststudium Jura zu studieren, das Staatsexamen ablegte, seine Firma in der westchinesischen Metropole Chongqing gründete und schließlich ein Büro im südchinesischen Industriegürtel. Zhou spezialisierte sich auf Arbeitsrecht und erwarb sich schnell einen Namen. „In den letzten elf Jahren haben wir 7.000 Fälle vor Gericht gebracht“, erzählt er stolz. Wie Li Subin hat auch er schon zweimal seine Anwaltslizenz verloren. „Inzwischen hat der Druck etwas nachgelassen“, sagt er. „Das Schwierigste ist für uns nach wie vor die finanzielle Situation.“ Zeitweise konnte Zhou Litai seine Kanzlei nur dank ausländischer Spenden retten. „Die Leute, die wir vertreten, haben kein Geld, um uns zu bezahlen.“

In diese Lücke stoßen Rechtsberater wie Jing Qingbo. Sie haben keine offizielle juristische Ausbildung und bieten Rechtshilfe für deutlich weniger Geld als Anwälte. ‚Hei Lüshi‘, ‚Schwarze Anwälte‘, werden sie genannt und auch im Chinesischen schwingt da der Beiklang des Halbseidenen mit. Allerdings: Illegal ist das nicht. Das Gesetz billigt jedem Chinesen das Recht zu, sich vor Gericht von einer Person seiner Wahl vertreten zu lassen. Einzige Bedingung: Der Vertreter darf nicht vorbestraft sein. Der Jurist Tang Jingling aus der Provinzhauptstadt Guangzhou glaubt, dass die Arbeiter bei den ‚schwarzen Anwälten‘ nicht unbedingt schlecht aufgehoben sind. „Sie beschäftigen sich mit einem begrenzten Rechtsgebiet, und da haben sie meist viel Erfahrung.“

14. Es ist schließlich Unrecht!

Jing Qingbo ist vor zehn Jahren selbst als Wanderarbeiter in die Industrieprovinz Guangdong gekommen. Er landete in Shenzhen, der Vorzeigestadt der chinesischen Modernisierung. Ein paar Jahre schlug er sich als Arbeiter durch, doch er muss schnell gemerkt haben, dass man in der Stadt genauso hilflos ist gegenüber Abzockern, Betrügern und korrupten Kadern wie auf dem Land. Jing Qingbo beschloss, sich mit den Gesetzen zu beschäftigen und begann, Arbeiter vor Behörden und Gerichten zu vertreten. „Ich habe dort oft Plakate gemalt um Beamte unter Druck zu setzen“, sagt er und schaut ein wenig gekränkt durch seine metallfassten Brillengläser. Schließlich war er so erfolgreich, dass man in der Stadtverwaltung auf ihn aufmerksam wurde. Ein Foto in der Zeitung zeigt ihn, wie er stolz einen Ausweis in die Kamera hält. „Wanderarbeitervertreter darf als Gasthō-

rer zum städtischen Volkskongress“, titelte das Blatt. Jing Qingbo war der erste Zugewanderte, der einer Sitzung des Stadtparlaments beiwohnen durfte. Von Artikel und Ausweis hat er Farbkopien machen lassen und in seinem Büro aufgehängt.

Im Mai 2007 ist Jing Qingbo aus dem relativ liberalen Shenzhen nach Dongguan gezogen. Auf keinen anderen Ort in China passt die Metapher von der Werkbank der Welt besser. Dongguan ist das Zentrum der verarbeitenden Industrie in Südchina. Die großen Turnschuhmarken lassen hier ebenso fertigen wie japanische Elektronikkonzerne. Man sagt, dass die Hälfte aller Computer weltweit mit Mäusen und Tastaturen aus Dongguan ausgestattet sind. Wer Wanderarbeiter sucht, der ist hier richtig. Und weil die Stadtregierung außerdem als besonders konservativ und bürgerfern gilt, sah Jing Qingbo ein weites Betätigungsfeld. Nun hat er selbst Bekanntschaft gemacht mit der Stadtregierung.

„Zu neunzig Prozent“, glaubt er, werde er den Prozess gewinnen. „Es ist schließlich Unrecht!“ Ob er denn schon von jemandem gehört habe, der gegen die Polizei Recht bekommen hat? „Nein“, sagt Herr Jing. „Sie vielleicht?“

15. Hier sind überall Spitzel.

Peking. Wer vor den Gerichten nicht Recht bekommt, der hat in China nur noch eine Möglichkeit: Er kann nach Peking fahren, eine Petition bei der Regierung einreichen, und um eine Untersuchung seines Falls bitten. Zehntausende nehmen diese Möglichkeit in Anspruch, viele bleiben über Jahre. Die meisten mieten sich in der Nähe des Petitionsbüros ein. ‚Petitionsdorf‘ haben die Pekinger die Siedlung getauft, wo sie unterkommen.

Dass man in der Nähe ist, erkennt man an den Obdachlosen. Auf Mauern, in Grünstreifen und Unterführungen liegen sie. Sie alle haben Aktenmappen bei sich, haben sie unter ihren Kopf gelegt oder umklammern sie fest mit den Armen. Die Papiere darin sind das Wertvollste, was sie haben: Kopien ihrer Eingaben, Dokumente des erlittenen Unrechts. Aus ganz China kommen die Menschen hierher, um sich über erlittenes Unrecht zu beschweren. Seit einiger Zeit sind die Abrisstrupps unterwegs. Schuttberge türmen sich neben einstöckigen Ziegelbauten auf. Offizieller Grund: Eine Erweiterung des Südbahnhofs. Die Pekinger aber glauben, dass die Regierung einfach nicht mehr will, dass in der Stadt so viele unzufriedene Menschen zusammenkommen.

„Die Petitionssteller sind alle noch hier“, sagt ein alter Mann. „Wo sollen sie auch hin?“ Zwischen den Trümmern haben sich ein paar Leute provisorische Unterkünfte aus Plastikplanen und Holzstangen zusammengezimmert.

Ein Mann mittleren Alters bittet mich in einen kleinen Raum, in dem ein paar Betten stehen. Er fordert mich auf, mich hinzusetzen und drückt mir einen Zettel in die Hand. „Hier sind überall Spitzel“, flüstert er. „Meinen Bruder haben sie umgebracht. Hier steht alles drin.“

Die meisten Antragssteller bleiben für Jahre in Peking, verbringen Tag für Tag in der Hoffnung, endlich eine Antwort auf ihre Eingabe zu bekommen. Ihr Geld haben sie meist nach wenigen Tagen verbraucht, sie leben vom Müllsammeln und von Gelegenheitsjobs. Für umgerechnet 50 Cent vermieten die Anwohner im Petitionsdorf ein Bett. Der Mann, er soll hier Chao Yuanming heißen, zieht sein Hemd aus und zeigt mehrere Narben am Oberkörper und an den Armen. „Zweimal haben sie mich verhaftet und geschlagen“, erzählt er, „gleich werden sie wieder kommen. Geh jetzt und ruf mich später an.“

16. Geschlagen wirst Du von denen, die Du nicht kennst.

Als ich wieder auf der Straße bin, nimmt mich ein anderer zur Seite und bedeutet mir, ihm in einen Hauseingang zu folgen. Ob ich Journalist sei, fragt er. Eine Frau kommt dazu und redet energisch auf mich ein. „Was willst du hier? Was willst Du hier?“, fragt sie immer wieder. Als ich mich entschließe zu gehen, bedankt sie sich. Auf dem Rückweg erkenne ich den Grund dafür: Am Eingang sind fünf Polizeiautos aufgefahren. Weitere Streifenwagen kommen mir entgegen. Mein Besuch hat keine zwanzig Minuten gedauert.

„Abends sind sie noch einmal gekommen und haben alles durchsucht“, erzählt Chao Yuanming später an einem neutralen Ort. „Sie wollten mich verhaften, haben versucht, mich festzuhalten. Den Nachbarn haben sie verboten aus den Häusern zu kommen.“ In seiner Tasche hat er eine dicke Akte mit der Geschichte seines Bruders und eine Plastikplane für die Nacht, denn zurück zu seiner Unterkunft kann er nicht.

Chaos Bruder hatte in einem Staatsunternehmen gearbeitet, der Manager veruntreute die Löhne, die Angestellten bekamen über Monate kein Geld. Als mehrere Eingaben bei der Provinzregierung erfolglos blieben, entschloss er sich, in Peking eine Petition einzureichen. Mehr als fünf Jahre wartete er im Petitionsdorf auf eine Antwort – vergebens.

„Shang Fang“, das Einreichen von Petitionen, betrachten die Chinesen als ein Grundrecht. Schon während der Kaiserzeit kamen Bittsteller aus den Provinzen nach Peking um sich am kaiserlichen Hof über erlittenes Unrecht zu beschweren. Auch die Volksrepublik räumt ihren Bürgern das Recht ein, von der Zentralregierung eine Untersuchung zu verlangen, wenn sie sich

ungerecht behandelt fühlen. Dazu unterhält der Staat ein eigenes Büro. Wer hier hinkommt, der hat bereits alle anderen Mittel ausgeschöpft. Die wachsende Korruption in China und der unerschütterliche Glaube, dass es bei der Zentralregierung gerechter zugehe als in der Provinz, haben den Strom der Bittsteller anschwellen lassen. Die Zahl der Anträge ist inzwischen so sehr in die Höhe geschwollen, dass mancher Provinzfürst um seinen Ruf bei der Zentralregierung fürchten muss. „Besonders wenn in Peking der Volkskongress zusammentritt, stehen vor dem Petitionsbüro Autos aus den Provinzen“, erzählt Chao Yuanming. „Sie fragen Dich, wo Du herkommst, verlangen Deinen Ausweis. Wenn Du aus ihrer Provinz kommst, nehmen sie Dich mit und bringen Dich nach Hause. Wenn nicht, lassen Sie Dich laufen.“

Chao Yuanmings Bruder erwischte die Abfänger vor zwei Jahren. Sie zerrten ihn in ein Auto, doch sie fuhren ihn nicht nach Hause sondern in eine dunkle Ecke und schlugen ihn zusammen. „Wenn sie Dich schlagen, sprechen sie sich untereinander ab“, erklärt Chao. „Kommst Du aus dem Norden, wirst Du von denen aus dem Süden verprügelt, weil Du die nicht kennst.“

Es müssen Dutzende Schläger gewesen sein, die auf Chao Yuanmings Bruder eingeschlagen haben. 25 Minuten malträtierten sie ihn, bis ein Passant die Polizei rief. Für den Bruder war es da schon zu spät. Einige Monate rang er mit dem Tod, Geld für eine Behandlung im Krankenhaus hatte die Familie nicht mehr. In seiner Tasche trägt Chao Yuanming eine Porträtaufnahme des Leichnams mit sich.

Nach dem Tod seines Bruders blieb Chao allein im Petitionsdorf zurück. Auf die ursprüngliche Eingabe des Bruders hat er bis heute keine Antwort erhalten. Auch auf eine Ermittlung zu dessen Tod wartet er noch. „Die Polizei hat mir 3.500 Yuan angeboten, wenn ich auf eine Anzeige verzichte“, sagt er verbittert. „Als ob 3.500 Yuan das Leben meines Bruders aufwiegen könnten.“ Viel Aussicht auf Erfolg hat Chao Yuanming nicht. Trotzdem wird er weiter im Petitionsbüro auf sein Recht pochen. „Die Welt muss von unserem Schicksal erfahren“, sagt er. „Wir dürfen diese korrupten Beamten doch nicht einfach weitermachen lassen.“

Auch der Abriss des Petitionsdorfs wird Chao und Tausende andere, die noch immer auf eine Antwort warten nicht davon abhalten, ihre Eingaben wieder und wieder einzureichen. „Einige von uns sind in die benachbarten Viertel gezogen“, sagt er, „viele schlafen unter der Brücke. Früher hat man uns zusammenleben lassen, jetzt treibt man uns auseinander. Es ist schwer geworden für uns.“ Dann packt er seine Plane ein und verschwindet im Gewühl der Hauptstadt.